

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

300 (22.12.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 51

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 300

Nr. 51

Samstag, den 22. Dezember

1928

„Daumier und wir“

Für die Charakteristik des schöpferischen Menschen ist die ihm eigene Bevorzugung bestimmter Themen von größter Wichtigkeit. Ihre Sonderung aus der verwirrenden Fülle seines Schaffens erlaubt nicht nur, dessen äußere Struktur zu erkennen, sondern auch die inneren Beziehungen des Künstlers zu den zeitlosen Fragen des Menschseins oder doch zumindest seiner kulturellen Entfaltung aufzuspüren.

Daumier hat der Nachwelt, die ihn in größerem Umfang begreift, in tieferem Sinne verlehrt als die eigene Epoche, diesen Weg zur Aufhellung seines Wesens nicht erschwert. Leicht läßt sich unter der bekanntlich nach Tausenden zählenden Menge seiner Blätter eine Gruppierung vornehmen, die die Grundlinien seiner Lebensarbeit offenbart und die höchst persönliche Ethik dieser künstlerischen Tätigkeit klarlegt. Hans Roth, der Herausgeber der ersten wirklich großzügigen deutschen Ausgabe Daumierscher Lithographien (Paul List, Verlag, Leipzig) weist im ersten Stück der auf insgesamt neun Bände berechneten Sammlung „Daumier und wir“ selbst auf diese Tatsache hin, die es ihm gestattet, eine Einteilung des Materials vorzunehmen, die nun jeden einzelnen Band gleichsam als ein Werk für sich erscheinen läßt, ohne doch den geistigen Zusammenhang mit den übrigen Bänden vermissen zu lassen.

Bei aller Virtuosität der Handschrift, bei aller Schärfe der Beobachtung, bei aller Lebendigkeit der Phantasie ist es doch immer wieder das Starke, in der äußeren Bitterkeit noch warmherzige Menschentum, das Daumiers künstlerischer Zeit- und Lebenskritik das entscheidende und unterscheidende Gepräge gibt. Die großen Ideen, die der französischen Revolution zugrunde gelegen haben und schon in deren Verlauf, durch deren Ereignisse und Persönlichkeiten gehöhnt und verzerrt wurden, haben nicht aufgehört, in wenigen geistigen Menschen von Format fortzuleben und die Menschheit immer wieder aus ihrer Trägheit aufzurütteln. Solche Ausnahmepersonen stehen immer außerhalb der sogenannten praktischen Politik, die die geistige Freiheit zu beengen pflegt, und sie haben selten zur Zeit ihres Lebens denjenigen Anhang, dessen ihre Gesinnung wert ist: deren Widerhall tönt über ihr leibliches Dasein hinweg und klingt durch die Zeiten hindurch aus dem Echo gleichgestimmter Seelen, die in ihrer Vereinzeltung den wirklichen, wesentlichen Fortschritt der Menschheit — sofern es dergleichen gibt — gewährleisten.

Honoré Daumier war ein solcher Mensch, ein Forscher im höchsten Sinne der französischen Revolution, die in Frankreichs politischer Entwicklung während des neunzehnten Jahrhunderts ein so klägliches Fiasko erlitt. Die Wiederkehr des Königtums und des Kaisertums in seinem Vaterlande machte ihn zum Revolutionär, dem es freilich nicht allein um die Kritik der staatlichen Einrichtungen und ihres Mißbrauchs ging, sondern vor allem um die Kritik des Menschlichen, das, darin seine Unzulänglichkeit offenbarend, in der platt alltäglichsten Szene die Opposition des Künstlers herausforderte und ihn um der Reinheit seiner Gesinnung willen zwang, überall, wo immer ihm das öffentliche und private Leben entgegentrat, eben dieses im Hohlspiegel seines schöpferischen Schauens aufzufangen und zurückzuwerfen.

In der Art, wie dieser Hohlspiegel die Strahlen des wirklichen Lebens reflektiert, liegt indessen niemals jene Leichfertigkeit, jene rein formale Spottlust, die, als ein inneres, geheimes Unbeteiligtsein, den durchschnittlichen Witzblattzeichner, den Karikaturisten aus Verus, zu kennzeichnen pflegt. Daumiers Humor beruht auf der weisevollsten Erkenntnis des Kontrastes zwischen dem Schein und dem Sein im Menschenleben, und seine Verzerrungen sind nicht spielerische Abschweifungen von der Natur, sondern spontane Äußerungen eines tief aufgeregten Gefühls, von wahren, großem Pathos durchwiewert.

Der Band „Daumier und das Theater“, der die Reihe der deutschen Ausgabe eröffnet, wirkt noch vergleichsweise harmlos, weil der Mensch ohnehin gewöhnt ist, die Gegensätze zwischen den Rollen, die der Schauspieler auf der Bühne und im Leben zu spielen hat, wahrzunehmen und sich daran schmerzlos zu ergötzen. Aber Daumier begnügt sich nicht damit, dem Mimen die Maske vom Gesicht zu reißen: er enthüllt und zeigt auch den Dilettanten, den Spieler der Liebhaberbühne, in seiner ganzen anmaßenden Lächerlichkeit und läßt auch das Publikum nicht ungeschoren in seiner eingebildeten Kennerhaftigkeit und vorgetäuschten Kunstförderung; überall ist das Menschlich-Allzumenschliche, dessen ganzer Jammer ihn anfaßt und daß er nicht müde wird, in den Lichtegel seiner Betrachtung zu räden. Kein Wunder am Ende, daß „Daumier und die Politik“ die Schärfe der Satire, deren dieser einzigartige Künstler fähig war, in besonderer Deutlichkeit zur Wirkung bringt. Aber sein Haß gegen die französischen Könige und gegen Napoleon III. ist kein subjektives, gegen Persönlichkeiten gerichtetes Empfinden, sondern ehrliche, reine Empörung über die scheinheilige Knechtung der Freiheit, wie sie in jenen von Daumier miterlebten Epochen der franzö-

sischen Geschichte stattgefunden hat. Daumiers Darstellung gilt auch nicht der Monarchie allein, deren lebendige Karikatur im damaligen Frankreich ihn mit Zug erbittern mochte, sondern auch dem parlamentarischen System sowohl wie dem kanegießernden Bürgertum: nicht die Institution bekämpft er, sondern die Menschen, die nichts Besseres damit anzufangen wissen, als sie zum eigenen Vorteil, und geschähe es auf Kosten des Mitmenschen, auszunutzen.

Obwohl sich Daumier keineswegs geniert, auch den Pazifisten eins auszuweisen, gilt doch dem Krieg sein ganzes Grauen. „Daumier und der Krieg“ erinnert in manchem Betracht an Goyas „Los desastres de la guerra“, und es hätte der willkürlichen, den Urtext forrierenden Unterschriften des Herausgebers nicht bedurft, um diesen Blättern eine starke Wirkung zu sichern. Diese geschäftigen Anspielungen („Große Zeit“, „Stahlbad“ usw.) sind ebenso ungehörig und tiefen dem Andenken des hervorragenden Künstlers ebensowenig wie ähnliche Unterschriftenstücken in dem vorgenannten Band wie etwa: „Monarchistische Demonstration anlässlich einer Reichswehrübung“, die nur geeignet sind, den unparteiischen Betrachter anzuekeln. Daumier ist ohne solche Gewalttätigkeiten aktuell — das zeigen auch seine Blätter über das Abrüstungsgefasel und über die Rebellion der Straße.

„Daumier und die Justiz“ kommentiert das Staunen einer starken Seele vor dem Unterschied zwischen moralischem und geschriebenem Recht und ihren Schmerz über den anscheinend untilgbaren Unterschied zwischen Arm und Reich: was hier, oft in einer Art von höllischem Portraismus, über schlechte Richter, Advokaten und Verbrecher, Wohlhabende und Bespöthche in Frankreich gesagt wird, geht in seinem echten Empfinden und in seiner mächtigen Sprache über alles das hinaus, was die Gegenwart an bildnerischer Anlage in dieser Hinsicht hervorgebracht hat. Wie hier, so redet auch in „Daumier und die Ehe“ der Künstler unmittelbar zum Menschen, welcher Zeit es auch sei. Selbst glücklicher Ehemann, beleuchtet Daumier unbarmherzig die Groteske, zu der sich das Zusammenleben der Menschen oftmals auswächst, aber es ist fast immer der Mann, über dem er die Gabel schwingt, und die Frau nur dort, wo sie als alte Jungfer, als Blaustrumpf zum Geipöhl des Himmels und der Erde wird. Daß er auch den Junggefallen nicht ungerührt läßt, versteht sich nach alledem von selbst.

Die noch nicht erschienenen Bände behandeln den Alltag, die Reise, den Künstler und das Kind. Sie werden, aller berechtigten Voraussetzung nach, die Darbietung eines künstlerischen Lebenswertes vollenden, das an geistiger Kraft und geistigem Reichtum zu den größten gearteten Erscheinungen des menschlichen Kunstschaffens gehört und in seiner sittlichen Intensität beinahe einzigartig dasteht in der Kunstgeschichte der neueren Zeit.

W. Scheller.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Die Erschließung der libyschen Wüste.

Vor kurzem wurde durch den Direktor des Desert Survey, Dr. Ball, auf einer in die bisher noch wenig erforschte libysche Wüste unternommenen Forschungsreise eine große Senkung entdeckt, die wirtschaftlich auswertet, von ganz gewaltiger Bedeutung für das gesamte Gebiet um das Nildelta sein müßte. Diese Senkung, die ungefähr 120 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, soll nun nach den Plänen Dr. Balls durch einen Kanal mit dem Mittelmeer verbunden werden. Von Merjah Matrui an der Küste ausgehend, soll der Kanal nach dem 130 Kilometer südlich davon gelegenen Cattata führen. Wird das hierdurch erreichte Gefälle des Wassers von 120 Fuß für die Erzeugung elektrischen Stromes benutzt, so könnte man mit diesen Wasserkraften 170 000 bis 300 000 Pferdestärken gewinnen. Diese so erzeugte elektrische Kraft wäre eine wichtige Hilfe bei der landwirtschaftlichen Erschließung des Deltas. Außerdem würde durch sie die Elektrifizierung des Betriebes der ägyptischen Eisenbahnen ermöglicht werden. Daneben würde noch genügend Strom für die Beleuchtung der Städte zur Verfügung stehen. Nach sorgfältigen Berechnungen wird die Ausführung dieses Planes 15 Millionen Pfund kosten. Die jährlichen Unterhaltungskosten werden 1 Million Pfund und der Nutzen jährlich auf 2 Millionen Pfund geschätzt.

Dieses grandiose Projekt, dessen Ausführung noch vor kurzem als unwahrscheinlich angesehen wurde, wird gegenwärtig nach Kaiserlicher Meldung von der ägyptischen Regierung nach allen Seiten hin geprüft. Um die Untersuchungen im großen Stile durchführen zu können, will die Regierung 30 000 Pfund für diesen Zweck im Parlament anfordern. Es ist nicht damit zu rechnen, daß diese für die Erschließung weiter, wirtschaftlich bisher nicht im geringsten erschlossener Landschaften äußerst wichtigen

Summen abgelehnt werden. In ägyptischen Kreisen hofft man schon seit langem, die libysche Wüste nach und nach wirtschaftlich zu entwickeln. In alter Zeit sollen hier ebenso wie in Mesopotamien sehr fruchtbare Landschaften vorhanden gewesen sein, die durch Kanäle künstlich bewässert wurden. Mit Hilfe des elektrischen Stromes hofft man, Wasser für die Bewässerung des Landes aus großen Tiefen zu heben. Außerdem sollen Pumpwerke Nilwasser in die zu schaffenden Kanäle fördern, die fast sämtlich unter dem Wasserspiegel des Nils liegen werden.

Eine Quecksilberdampfmaschine.

Die Lösung unserer Zeit heißt: Wirtschaftlichkeit. Überall ist man bemüht, das Verhältnis von angewandter Energie zum erzielten Nutzeffekt auf einen möglichst hohen Wert zu bringen. Das gilt natürlich vor allem für den Kraftmaschinenbau, wo in dieser Hinsicht noch sehr viel zu tun übrig bleibt. Der Wirkungsgrad der modernen Kraftmaschinen ist nämlich durchaus nicht so hoch, wie gemeinhin angenommen wird. Einen wirklich befriedigenden Wirkungsgrad besitzen eigentlich nur die Wasserturbinen und die Elektromotoren, die bei zweckmäßiger Konstruktion bis zu 90 Prozent der ihnen zugeführten Gefälle bzw. Elektroenergie in nutzbare Arbeit umsetzen. Sehr viel ungünstiger liegen die Verhältnisse bei den Wärmekraftmaschinen, bei denen bestenfalls (Dieselmotor) ca. 40 Prozent der angewandten Brennstoffenergie in mechanische Arbeit umgesetzt werden. Bei der Dampfmaschine, die auch heute noch als die wichtigste Wärmekraftmaschine zu gelten hat, beträgt der erzielte Nutzeffekt sogar durchschnittlich nur 10—20 Prozent.

Es ist klar, daß dieser geringe Wirkungsgrad der Dampfmaschine den Wärmetechnikern von jeher ein Dorn im Auge gewesen ist; bedeutet er doch nichts anderes, als daß von jeder Mark, die in Gestalt von Kohlen in die Feuerung gesteckt wird, 80—90 Pfennig unausgenützt wieder zum Schornstein hinausfliegen. Man hat deshalb schon seit langem Versuche gemacht, den Wirkungsgrad der Dampfmaschine dadurch zu verbessern, daß man mit sehr hohen Dampftemperaturen und -spannungen arbeitete. Die neuesten „Hochdruckanlagen“, die sich übrigens sämtlich noch im Versuchsstadium befinden, arbeiten mit Dampfspannungen von 180—200 Atmosphären und Temperaturen von mehreren hundert Grad. Es hat sich jedoch gezeigt, daß die auftretenden Dichtungs- und Schmierungschwierigkeiten außerordentlich groß sind, so daß es vorläufig noch recht zweifelhaft ist, ob auf diesem Wege ein wesentlicher Fortschritt im Dampfmaschinenbau zu erwarten ist.

Ein anderer Weg zur Wirkungsgradverbesserung der Dampfmaschine ist von dem Amerikaner W. Le Roy Emmet eingeschlagen worden. Emmet verwendet zur Füllung des Kessels nicht Wasser, sondern Quecksilber, das bekanntlich einen vielfach höheren Siedepunkt besitzt. Der erzeugte Quecksilberdampf dient zum Betrieb einer Turbine; von dort aus strömt der Dampf, der immer noch eine Temperatur von einigen hundert Grad besitzt, in einen mit Wasser gefüllten Kessel, wo der Dampf zum Betrieb einer zweiten Turbine erzeugt wird. Erst nach dem Verlassen dieses Wasserkessels wird er in einem Kondensator niedergeschlagen, und wieder in den ersten Kessel zurückgepumpt.

Bei den praktischen Versuchen, die in einem amerikanischen Elektrizitätswerk stattfanden, soll sich ein außerordentlich günstiger Wirkungsgrad ergeben haben, wie er bisher nur vom Dieselmotor erreicht wurde. Die Mehrleistung gegenüber normalem Dampftrieb wird mit 66 Prozent angegeben, während der Kohlenverbrauch nur 15 Prozent höher war. Das klingt sehr vielversprechend, doch darf man nicht vergessen, daß der Quecksilberdampftrieb auch eine ganze Menge Nachteile im Gefolge hat. Erstens ist Quecksilberdampf bekanntlich äußerst giftig. Wenn auch bislang nur mit sehr geringem Druck gearbeitet worden ist, so darf die Gefahr von Undichtigkeiten, die sich im praktischen Betrieb nie ganz vermeiden lassen, dennoch nicht unterschätzt werden. Außerdem ist Quecksilber sehr teuer; die große zur Füllung des Kessels erforderliche Quecksilbermenge treibt die Anlagekosten infolgedessen ganz ungeheuerlich in die Höhe. Endlich erscheint die ganze Anlage reichlich kompliziert.

Zimmerhin würde eine Wirkungsgradverbesserung in dem angegebenen Umfange schon eine ganze Menge Nachteile aufwiegen. Man wird deshalb mit dem endgültigen Urteil über das neue System warten müssen, bis ausgedehnte praktische Erfahrungen damit vorliegen.

John Smith: Unter den Indianern Virginians. Nach den Originalausgaben bearbeitet von Dr. G. G. Ponce. Mit 19 Abbildungen und 1 Karte. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) — Die Geschichte und Entwicklung der englischen Kolonie Virginien ist mit dem Namen des Kapitäns John Smith aufs engste verbunden. Hier schildert er seinen Werdegang von der frühesten Jugend an, seine ersten Erlebnisse in England und Frankreich, im Bürgerkrieg, seine Fahrten nach Amerika, seine Abenteuer in Virginien und gibt eine ausführliche Geschichte dieser Kolonie. Selten hat diese Zeit eine menschlich so reife Gestalt hervorgebracht wie diesen englischen Abenteurer, der es bis zum „Admiral von Neu-England“ brachte.

